

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 25.

Donnerstag, den 19. Juni.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Des Klosterbauern Hochzeit.

Erzählung

von

Emil Müller.

(Schluß.)

Herr Piper hätte bei seiner großen Gewissenhaftigkeit dieses Ereigniß um Alles in der Welt nicht verschweigen mögen, er hielt sich verpflichtet bei Steinkopf einzusprechen. Man hatte sich eben zu Tisch gesetzt, als der wohlbestallte Herr Nachtwächter eintrat. Man möge, so Entschuldigte dieser sein Erscheinen, ja nicht glauben, daß er komme, um etwas zu holen, ihm sei es weder um Essen noch um Trinken zu thun, er wolle nur fragen, ob Steinkopf einem großen, sehr großen schwarzen Kater erlaubt habe, in seine Dachstube einzusteigen.

Steinkopf fand eine solche Sprache höchst verkehrt und wies Herrn Piper die Thür; dieser wankte unter dem Gelächter der Gäste und mit der stammelnden Bemerkung, man höre nicht auf guten Rath, nicht bis es zu spät, von dannen.

Eben hatte es drei geschlagen. Herr Piper schickte sich zum letzten Gange durchs Dorf an. Tiefe

Ruhe herrschte in allen Häusern; die letzten Hochzeitsgäste hatten sich bereits zur Ruhe gelegt. Kurz nach Mitternacht war der Mond aufgegangen und hatte alle Gegenstände in einen lichten Schimmer gehüllt. Für die Jahreszeit war die Nachtlust eine sehr laue zu nennen, und sie wirkte denn auch auf Herrn Pipers Denkvermögen so wohlthätig, daß sich die Wirrnis im Kopfe vollständig legte. Und was der pflichteifrige Nachtwächter jetzt sah, konnte kein Truggebilde einer erhitzten Phantaste sein, es war wirklich und wahrhaftig eine dicke Rauchsäule, welche aus einem der in der Mitte des Dorfes liegenden Häuser aufstieg. Ehe noch die Vermuthung, es könne dieses oder jenes Haus sein, zur Gewißheit wurde, schlug schon die Lohe zum Dache hinaus. Wie Piper vermuthete, so war's. Steinkopfs Haus brannte, und nicht etwa nur am Dache, nein auch unten durch die Fensterläden leckte die Flamme, es mußte also das Feuer an mehren Punkten zugleich entstanden sein.

So stark als seine Kehle die Töne hergeben mochte, rief er: „Feuer, Feuer!“ Und einem Echo gleich schallte es nach einigen Minuten im Dorfe: „Feuer, Feuer!“ Der Herr Kantor wurde aus dem Schlafe geklopft, er mußte auf den Thurm steigen

die Sturmglocke zu ziehen. Das ganze Dorf kam in Alarm, Menschen schrien, Hunde bellten und heul-
ten, Alle liefen bunt durcheinander, Jeder wollte das Klügste thun und vertrat dem Andern den Weg, Jeder ließ Vorschriften erschallen, Niemand führte sie aus, es war ein Tumult ohne Gleichen. Ehe man noch daran dachte, die Spritze zu holen, stand das Haus und der anstoßende Stall bereits in hellen Flammen. Zur Hausthür konnte man nicht hinein, dort brannte es. Da schlug man die Fensterläden ein, aber o Unglück, nun bekam das Feuer frische Luft und die Lohe schlug fußlang zu den Fenstern hinaus. Der Jammer war groß, von den Fremden, welche bei Steinkopf übernachteten, hatten sich die meisten, wie sie aus dem Bette gesprungen waren, gerettet; man mußte für sie aus den Nachbarhäusern Kleidungsstücke herbeischaffen; aber noch waren mehre Menschen im Hause. Auch Steinkopf und Gretchen fehlten. Schlutius kam halb angekleidet, feuchend, einer Leiche ähnlich von seiner Wohnung, man mußte ihn halten, daß er nicht umsauf, als er das Entsetzlichste hörte, was er hören konnte, daß sich nämlich Gretchen und Steinkopf noch in dem Flammenmeere befanden.

„Rettet!“ so flehte Jedermann. Einige Muthige wagten den Versuch durch den Qualmstrom ins Haus einzudringen; sie kamen nicht weiter, als bis zur Schwelle, da mußten sie umkehren.

Ha! wer war der Kühne, der, Leib und Kopf in einen mit Wasser getränkten Mantel gehüllt, einem Rasenden gleich ins brennende Gebäude stürzte, nach Verlauf einer Minute einen der Unglücklichen heraustrug und mit gleicher Todesverachtung wie das erste Mal abermals in das Flammenmeer eilte! Ein Soldat schien es zu sein, er trug wenigstens einen Soldatenmantel.

„Seht, seht, jetzt lecken die Flammen schon hinüber zum Nachbarhause und immer noch fehlt die Spritze. Schnell holt die Spritze, die Spritze!“ — Mit verwirrem Haar kommt Herr Piper gelaufen und fleht: man möge ihm doch Rath ertheilen, was nun zu beginnen sei. Der Schreck sitze ihm noch in allen Gliedern, man solle sich nur denken, als er die Spritzenhausthür geöffnet, sei sein erster Blick auf einen Menschen gefallen, der an der Deichsel der Spritze sich haltend, den Kopf auf das Rad ge-

stützt, einem bösen Gespenste gleiche. Man möge nur mitgehen und sich überzeugen, er und die mit ihm gewesen seien, hätten keinen Schritt heineinzuthun gewagt. Unter andern Umständen würde man Herrn Piper ausgelacht haben, der Ernst des Augenblicks aber verscheuchte jede lächerliche Stimmung. Zudem hatte man nicht den vorgestern aufgefundenen todten Menschen, der heute begraben werden sollte, im Spritzenhause niedergelegt. Den Herren Ortsvorstehern, den Herren Jakob, Hansjörg und Baldrian kam eine Ahnung, die sie schauern machte. Eilig gingen sie zum Spritzenhause, als auch Herr Rinkerlich die Erscheinung des an der Deichsel stehenden Mannes bestätigte und nebenbei mit flüsternder Stimme auf den dermaligen übeln Zustand der Spritze aufmerksam machte, die immer habe ausgebessert werden sollen und nun am Ende zusammenfallen werde, wenn man sie heraushole.

Unterdessen hatte sich auch der Rittmeister eingefunden, er fühlte sich verpflichtet, das Commando der Löschmannschaft zu übernehmen. Die schon anwesenden Soldaten mußten in Reihe und Glied treten, es fehlte nur Fritz Schäfer.

Vier Menschen waren schon von dem kühnen Helden gerettet, jetzt fehlten nur noch Steinkopf und Gretchen. Schon glimmte des Unbekannten Mantel, aber nein, er ließ sich nicht zurückhalten, zum fünften Male stürzte er sich ins brennende Haus.

Ah, ein „Gottlob“ rang sich aus Vieler Brust, er kehrte zurück, Gretchen, die mehr vor Schreck als von Verletzung Halbbohnmächtige im Arme tragend. Er legte die Gerettete ihrem Vater in die Arme.

Nun du kühner Held gilt es das letzte Wagniß den Steinkopf aufzusuchen! — So?! — Der noch immer im Mantel Gehüllte zögerte einige Sekunden, dann schlug er den Mantel zurück, daß man ihm deutlich ins Gesicht sehen konnte. — Fritz Schäfer war es. Mit verzerrtem Antlitz, starrem Blicke, versengten Haaren, Brandwunden an den Händen — so stand er da. Krachend stürzte ein Theil des Daches ein. Viele riefen: „Nun ist's zu spät!“ und Gretchen stöhnte: „Steinkopf!“ Das traf den Fritz Schäfer wie ein electrischer Schlag und ehe ihn Jemand von dem offenen Grabe zurückhalten konnte, sprang er in das Haus, um vielleicht nicht wiederzukehren.

Was zur Unterdrückung des Feuers geschah, wurde lediglich durch die Soldaten vollbracht, ohne sie wäre das Unglück viel bedeutender geworden. Steinkopfs Haus zwar ging unrettbar verloren; durch geeignete Vorsichtsmaßregeln aber, so namentlich durch Niederreißen der angrenzenden Gebäude, wurde das weitergreifen des Feuers verhindert. Und hätte man gleich anfangs Spritzen zur Verfügung gehabt, so würde man selbst Steinkopfs Stall und Scheune haben retten können. Aus einigen Nachbardörfern kam man zwar mit Spritzen, allein erst sehr spät; von der im Dorfe befindlichen dagegen war lange Zeit nichts zu sehen; und als man sie endlich brachte, mußte sie auf beiden Seiten von Menschen gestützt werden, in so traurigem Zustande befand sie sich.

Eben glaubte man des Feuers Meister zu sein, da traf die Anwesenden ein neuer Schreckensruf. Drüben wirbelte eine neue Rauchsäule auf. Es war Schlutius' Haus, das in Flammen stand. Die Rathlosigkeit der Bauern wuchs von Secunde zu Secunde; wären die Soldaten nicht zugegen gewesen, das Unglück hätte für's Dorf vielleicht sehr verderblich werden können, da sich zu gleicher Zeit ein Morgenwind aufmachte und die Flammen nach allen Seiten auseinandertrieb. Man mußte die Löschmannschaft theilen und die Kräfte verdoppeln, um das Feuer in Schranken zu halten.

Schlutius vernahm die neue Unglückspost zwar mit Entsetzen, that aber keinen Schritt, um sich von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen. Er war in völliger Lethargie versunken und hielt Gretchen in seinen Armen, ohne an den sonstigen Vorgängen Antheil zu nehmen.

Todesqualen standen die Zuschauer aus, denn es währte wohl zehn Minuten, ehe sich Frits Schäfer wieder zeigte — wenige Sekunden später, und er hätte unter dem zusammenstürzenden Hause sein Grab gefunden. Man empfing ihn mit Jubelgeschrei und Mitzenschwenken, denn wirklich wider Aller Erwarten schleppte er den Daniel Steinkopf mit sich, der zwar übel verbrannt und im bewußtlosen Zustande war, aber doch noch Zeichen von Leben gab. Oben unter dem noch stehenden Theile des Daches hatte ihn Frits Schäfer, am Boden liegend mit verkohlten Kleidungsstücken, aufgefunden. Wie Steinkopf nachher selbst gestand, war er nach dem Weggange der

letzten Gäste hinaufgegangen, um sich nochmals von dem Vorhandensein der Betten zu vergewissern. Gleich beim Eintritte in die Kammer erfaßte ihn die Flamme, er suchte die Betten wenigstens zu retten und gab durch sie dem Feuer nur noch mehr Nahrung.

Was in menschlichen Kräften stand, geschah, seine Schmerzen zu lindern und bei der nur auf ihn gerichteten allgemeinen Aufmerksamkeit wurde Frits Schäfer sekundenlang außer Acht gelassen, bis durch Gretchens Hülfseruf sich auch diesem die Theilnahme zuwandte. Er war an einem Baume bewußtlos niedergesunken und vielleicht noch heftiger als Steinkopf verbrannt. Als ihn Gretchen sinken sah, war sie ihm zu Hilfe geeilt und hielt ihn jetzt, knieend in den Armen. Mit gebrochenen Augen lag er da. Es war ein graufiger Anblick, wie sein mit Brandwunden bedecktes Gesicht vom Feuer grell beleuchtet wurde und in seinen Mienen die Verzweiflung über geglückte Rache und die Liebe zu Gretchen mit einander kämpften. Gretchen flehte im herzerreißenden Tone: „Frits, Frits!“ und suchte seinem Kopfe eine bequemere Lage zu geben. Mit schwacher Hand wehrte er ihr und stöhnte: „Geh, geh Gretchen, laß mich sterben, ich gehe als Brandstifter ins Grab. Ich liebe Dich, darum mußte ich an Steinkopf Rache nehmen. Ich habe in sein Haus Feuer gelegt, nicht an einen, nein an vier Orten zugleich, damit es auch ganz sicher in Brand gerieth. Ja verfluche mich, verflucht mich Alle, ich habe es für meine That verdient!“ —

Je näher indeß der Augenblick des Todes rückte, desto mehr überkam sein Herz der Frieden der Versöhnung. Er fragte nach Steinkopf, man sagte ihm, er liege noch bewußtlos an der Erde. Man solle, so bat er, Alles versuchen, dem Steinkopf das Leben zu retten, damit sich seine Schuld durch Steinkopfs Tod nicht noch vergrößere. Hierauf reichte er Gretchen die Hand und flüsterte: „Bergieb mir, ich will Allen vergeben.“ — Seine gebrochenen Augen warfen einen milden, versöhnenden Blick auf die Geliebte; er schien nach einem Kusse von ihr zu verlangen. Gretchen gewährte ihm den letzten Wunsch. Er lag im Sterben, von Minute zu Minute erwartete man seinen Tod. Man mußte Gretchen mit Gewalt hinweg-

führen, da man eine Ohnmacht befürchtete. Schlutius stand rathlos dabei.

Es folgte noch eine entsetzliche Scene. Steinkopf kehrte unter fürchterlichen Schmerzen zum Bewußtsein zurück, jedoch fehlte jede Hoffnung zu seiner Genesung. Und auch nicht einmal die heftigsten Schmerzen konnten seinen, allein auf das Vergängliche gerichteten Sinn beugen. Er stöhnte und jammerte über den schweren Verlust und wehrte jedem Gespräche, das ihn an die Möglichkeit des baldigen Sterbens erinnern sollte. Selbst der Pfarrer konnte gegen die Gier seiner Habsucht nichts ausrichten und von göttlicher Vorsehung durfte ihm nicht geredet werden.

Mittlerweile hatte es auch im Spritzenhause zu thun gegeben. Jener Mensch nämlich, welcher zwei Tage früher dort als todt niedergelegt ward, war aus dem Scheintode zum Leben zurückgekehrt. Man fühlte sich in großer Schuld, daß man auf eine oberflächliche Untersuchung des Herrn Doctor Schlendrian so großes Gewicht gelegt, des Hilfsbedürftigen so schlecht gewartet und durch Vernachlässigung zu seinem wirklichen Tode beinahe Veranlassung gegeben hatte. Kam diese Geschichte dem Landrathe zu Ohren, was mehr als wahrscheinlich war, so konnte der härteste Tadel nicht ausbleiben. Da wollte man wenigstens wiedergutmachen, was sich noch gutmachen ließe. Man brachte den Unglücklichen ins Wirthshaus und hegte und pflegte ihn auf jede nur mögliche Weise. Vor Allen machte sich Herr Piper um ihn verdient, denn diesem Herrn hangte es nicht wenig vor Amtsentsetzung, sintemal und alldieweil er in der Nacht das Klopfen am Spritzenhause wohl vernommen, es aber nicht weiter beachtet hatte. O wie geschäftig zeigte sich jetzt Herr Piper, man konnte ihn, wie der Volksausdruck lautet, um den Finger wickeln; er sah den Unglücklichen jeden Wunsch an den Augen ab und leistete ihm Hilfe, die, wäre sie dem von Hunger, Kummer und übermäßigem Marische Entkräfteten gleich vorgestern Abend zu Theil geworden, den Todtgegläubten sehr bald ins Leben zurückgeführt hätte.

Wie leicht begreiflich, sprach man in Gegenwart des Fremden von dem noch immerfort brennenden Feuer. Kaum hörte er den Namen Steinkopf, so

fragte er nach dem Namen des Dorfs und als man ihm antwortete, begehrte er sogleich trotz seiner großen Hinfälligkeit zu Steinkopf geführt zu werden. So sehr man ihm abrieth, man mußte seinem billigen Verlangen nachgeben.

Steinkopf wurde des Menschen kaum ansichtig, so schrie er auf: „Auch das noch!“ und verbarg das Gesicht mit beiden Händen. Auch Schlutius zeigte sich in großer Aufregung. Der Mensch nämlich war jener Viehhändler, auf den nach Steinkopf eigener Muthmaßung, wie Schlutius dem Fritsch Schäfer mittheilte, der Verdacht der Brandstiftung im Wirthshause zu Breitendorf gefallen war. Ein genauere Untersuchung hatte die Angelegenheit zweifelhaft gelassen, dem Viehhändler konnte die Thäterschaft nicht nachgewiesen werden, dagegen kamen Umstände zum Vorschein, die den Schlutius und Steinkopf der That verdächtig machten. Der Viehhändler gedachte nun, als er sich nach Steinkopfs Wohnort auf den Weg machte, nichts Geringeres zu thun, als, ehe die weitere Untersuchung zum festen Resultate führte, durch triftige Argumente und Schreckmittel jenen beiden ein Geständniß abzdringen.

„Kennt ihr mich?“ so redete der Viehhändler den Steinkopf an. Dieser wendete das Gesicht von ihm ab und stöhnte nur, auf Schlutius deutend: „Der hat vor acht Wochen das Feuer im Wirthshause zu Breitendorf angelegt!“ — „So, also ein Geständniß, ehe ihr noch nach der Angelegenheit gefragt werdet, das bedeutet ein böses Gewissen!“ meinte der Viehhändler.

War dem so, wie Steinkopf aussagte, so mußte Schlutius in Gewahrsam gebracht werden. Man zögerte hiermit noch. Da warf sich Gretchen, verzweiflungsvoll die Hände ringend, zu dem auf einen Strohsack liegenden Steinkopf nieder und jammerte: „Daniel, auch das noch willst Du mir thun. —“

Gretchens Klagen durchbrachen endlich die Kruste seines harten Herzens, vielleicht, daß er ehemals zu seiner Frau einige Liebe gehegt hatte und daß sie jetzt, da ihm der Tod schon auf der Zunge saß, noch einmal zum Vorschein kam, er griff nach Gretchens Hand und gestand die Wahrheit. Schlutius wie der Viehhändler waren unschuldig, Steinkopf selbst hatte das Feuer angezündet, erstlich um den Diebstahl an Schlutius, des Viehhändlers und des Schenkwirths

Gelde zu verdecken und dann um ein Mittel zu besorgen, sich den Schlutius und Gretchen für die Verlobung mit letzterer willfährig zu machen.

Das Geständniß wurde noch zu Papier gebracht, ehe Steinkopf starb. Schlutius und Gretchen wegen aber hielt man es geheim und auch Allen, die zugegen waren, als er es ablegte, ward das tieffste Schweigen darüber eingeschärft. Das Kreisgericht selbst wollte es so. Es wurde aber gesorgt, daß der Viehhändler und der Wirth zu Breitendorf aus Steinkopfs Nachlasse hinlängliche Entschädigung für den Verlust erhielten.

Nach vielfacher Anstrengung war man endlich des Feuers an beiden Stellen, ohne daß es sich auf die Nachbargehöfte erstreckte, Herr geworden. Es geschah indessen nicht, ohne daß sich zwischen den Ortsvorstehern und dem Rittmeister noch ein sehr heftiger Streit erhob. Als von dem Feuer nämlich keine Gefahr mehr zu befürchten war, zeigten sich die Dorfbewohner undankbar und schlugen die Hilfsleistungen der Soldaten für nichts an. Einige meinten: wenn die Soldaten nicht gewesen wären, würde man des Feuers auch, und vielleicht noch schneller, Herr geworden sein. Man widersetzte sich sogar den freilich etwas barschen, aber doch gutgemeinten Anordnungen des Rittmeisters. Der Herr Schulze Jakob, angestachelt von mehren Bauern und namentlich von Herrn Kinkeritz, der gern überall das Wort führte und vom Rittmeister schon mehrmals zur Ruhe verwiesen war, trat den Befehlen des Rittmeisters offen entgegen und verbat sich jede fernere Einmischung in die Löschangelegenheit, indem nur ihm, dem Schulzen zuläme Anordnungen zu treffen und Befehle zu geben.

Hierüber ergrimmt der Rittmeister sehr und drohte, er werde von dem traurigen Zustande der Spritze, der Vernachlässigung des todtgeglaubten Viehhändlers und andern stattgehabten Ungehörigkeiten Anzeige machen, damit der Ortsvorstand zur Strafe gezogen würde.

Gut, entgegneten ihm die Bauern, er möge die Drohung ausführen. Sie wüßten, daß sie Strafe zu bezahlen hätten, aber sie wollten sich von ihrem Rechte nichts vergeben und von Niemandem in die Dorfsangelegenheit eingreifen lassen. Ja von Nie-

manden und wenn es selbst ein Rittmeister wäre, der ihrem Schulzen Vorschriften geben wollte.

Bei diesem Starrsinne blieb dem Rittmeister nichts übrig, als seine Drohung in Erfüllung gehen zu lassen. Der Landrath erschien am nächsten Morgen, sich von dem Stande des Feuers und seiner Entstehung zu instruiren.

Ueber den Brand in Steinkopfs Gehöfte hatte man durch Fritz Schäfers Geständniß Gewißheit, nicht so klar war es mit dem in Schlutius Hause. Es ging an die Untersuchung. Die Husaren gestanden ein, daß sie im Aerger über den Austritt in Steinkopfs Hause an einem feuergefährlichen Orte des Schlutiuschen Gehöftes geraucht hätten und ein Knecht sagte aus von ihnen gehört zu haben: nun wollten sie sich, dem Schlutius zum Pöffen, eine Freiheit herausnehmen. Was thue es denn, wenn auch das ganze Nest in Feuer aufgehe, habe doch der Rittmeister befohlen, man solle den Buben die Häuser über den Köpfen anstecken, wenn sie sich den Soldaten nicht geneigt zeigten. Der Rittmeister konnte nicht leugnen eine solche, wengleich leere und anders gemeinte Drohung ausgesprochen zu haben. Schon der Soldaten und Dorfbewohner wegen konnte ihm ein solcher mordbrennerischer Befehl nicht ungestraft nachgesehen werden. Die Dorfbewohner fielen wegen Vernachlässigung der Spritze u. s. w. in eine ansehnliche Geldstrafe und erhielten obenein noch harte Verweise. Die Soldaten, welche geraucht hatten, wurden mit schwerem Arreste bedacht, der Rittmeister degradirt.

Fritz Schäfer und Steinkopf ruhten auf dem Kirchhofe dicht nebeneinander; ein eisernes Gitter umschloß beider Gräber. Jenem zur Seite war noch ein Plätzchen frei; man wollte wissen Gretchen, die zeitlebens Wittwe blieb, habe es sich zur Grabstelle ausgewählt.

Aus den: „Wechselwirkungen.“

Satyrische Novelle

von

Gräfin Mathilde Reichenbach.

Auf dem Marktplatz war eine Kunsthandlung, die in glänzender eleganter Einrichtung sowohl in

der Hauptstadt, als auch in den wenigen andern bedeutenden Städten des Landes unübertroffen blieb. Aus diesem Grunde kaufte dort ganz besonders gern die vornehme Damenwelt.

Unter Delgemälden in prachtvollen Goldrahmen, unter Kupferstichen von der mannichfaltigsten Art und Größe, unter zierlich gebundenen Zeichenvorlagen, zum Unterricht bestimmt, stand Herr Malmann am Fenster, er selbst das „schönste Bild“ unter den Bildern, denn er war ein schöner und zugleich auch eitler Mann. Wenn eine Dame ihn nach diesem oder jenem Gemälde fragte, so versäumte er nie, eine kleine Kritik darüber zu geben, nahm dabei eine gar wichtige Miene an und hüllte die kritische Spende in einen so glänzenden Wortschwall ein, daß die Damenwelt, welche er auf diese Weise leicht überzeugen konnte, ihn für einen gründlichen Kunstkenner hielt. Malmanns kleine Kritiken waren indeß nur von seinen guten Freunden entlehnt, welche seine Gutmüthigkeit in doppelter Absicht mißbrauchten, um sein finanziell einflußreiches Urtheil zu gängeln und zu dem noch als eine unentbehrliche Stütze seines Geschäfts mit Zug und Recht sich die Früchte desselben an wohl besetzter Tafel schmecken zu lassen. Für Malmanns eifrigsten Besucher und Zwischenhändler konnte nämlich ein kleines rothhaariges, hageres Männchen gelten, welches man fast täglich in den Laden gehen sah. Freilich wollten gar viele tiefer Blickende vermuthen, daß selbiges Männlein dort wohl nichts Anderes zu thun haben möchte, als durch schöne Manöver auf den Stand der Kunstbörse zu influiren, keineswegs jedoch selbst Gemälde zu kaufen. Wir erkennen in diesem Kunstmäkler wohl ohne Mühe den gefürchteten Recensenten Bog wieder, der überall gern mit den bengalischen Funken brillanten Wises den Leuten die Augen blendete und darum auch nie verfehlte, einige seiner abgebrauchten sinnreichen Einfälle zuweilen dem Herrn Malmann zu verehren. Die von Bog so wüthig getadelten Gemälde wurden dann gewöhnlich sofort im Preise herabgesetzt, gelangten aber dafür noch zu der ganz besondern Auszeichnung Bogens Studirzimmer zu schmücken, denn dieser kaufte dieselben entweder zu dem wünschenswerth herabkritisirten Preise, oder erhielt sie nach wiederholten und verstärkten Vernichtungsentenzen wohl gar zum Geschenk von Malmann.

Doch Herr Bog, dieser Atlas einer lokalen Kunstwelt, verdient es wohl, etwas näher betrachtet zu werden. Er schrieb Kritiken, er war ein passionirter Jäger und Feinschmecker, er konnte Vögel ausbalgen, ausstopfen und auf ganz eigenthümliche Weise als Auspuß seines Studirzimmers verwenden. Kein Plätzchen an der Wand blieb unbenutzt; von oben bis unten waren zwischen den Bildern schmale Bretchen angenagelt, von welchen allerhand ausgestopfte Vögel mit gläsernen Augen herabstarrten, ächte Repräsentanten der äußerlich gleißenden Leere, die hier ihren gefürchteten und umschmeichelten Thron aufgeschlagen hatte. Die starre Regungslosigkeit dieser beweglichsten aller Geschöpfe, die erzwungene fast immer mißlungene Haltung und Stellung, und dabei doch das glatte, glänzende Gefieder — Alles das erinnerte den Eingeweihten unwillkürlich an Geist und Wesen des Natur wie Kunstverständigen kleinen Despoten, der hier hauste. Bogens Studirzimmer mit all den leblosen, glänzenden Gegenständen aus dem Thierreich machte einen sehr unheimlichen, fast grauenhaften Eindruck, und dies konnte unmöglich ohne Einfluß auf Herrn Bogens Seelenstimmung bleiben, es war sehr wahrscheinlich der Grund, weshalb ihm Alles, was er zu recensiren hatte, so gräulich vorkam, daß denn auch ein Jeder, der die in solcher Atmosphäre gezogene Kritik las, fast dämonisch und mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen und überzeugt wurde, und von nun an das arme, gezaunte Kunstwerk mit treu nachgeahmter Schärfe lästern und schmähen half.

Bald wühlte Herr Bog mit den dürren Fingern in den Eingeweiden eines Vogels, bald mit einem Schwefelhölzchen in dem gallapfelhaltigen Schlamm des Tintenfassens, wobei ein Tropfen frischen Blutes mit unter den schwarzen Born der Weisheit kam und die Kritik blutdürstig machte. Blutdürstig, unerbittlich blutdürstig war sie, namentlich in der Bekämpfung jedes jungen, aufstrebenden Talentes, denn auch in der Kunst gelten die Vorrechte der Erstgeburt, auch hier ist Aristokratie zu finden. Die Aristokratie will Aufrechterhaltung des Bestehenden, scheut einen kühnen Schritt und beachtet wohlgefällig den bedächtig rückwärtsschreitenden Gang des Krebses. Herr Bog repräsentirte vollkommen einen ächten Krebs der Künstleraristokratie. Er hatte, ein kritischer Ja-

nus, zwei Gesichter, eines umstrahlte der Sonnenglanz lieblicher Milde und unklarer Ehrfurcht, mit welchem er auf die Literatur verflossener Jahrhunderte zurückblickte; das andere Gesicht, womit er die Literatur der Gegenwart betrachtete, war gewöhnlich von düstern Wolken umnachtet und konnte nur mitunter aus ganz besondern edeln Rücksichten zu heiterm Wohlwollen sich verklären, so wie sich etwa das finstere Gesicht eines verzogenen, schmollenden Kindes auf Augenblicke erheitert, wenn man ihm ein Stück Zucker in den allzeit naschbegierigen offenen Munde steckt. —

In jeder Hinsicht mußte man ihn aber als einen unternehmenden Mann gelten lassen. Er schrieb Kritiken über Bücher aller Art, über Malerei, über Musik und doch war von eigener Kunstausübung keine Spur zu entdecken. Er hatte als ein scharfsinniger Mann den Beruf und das Recht, seinen Geist und Witz nicht durch eigenes Schaffen auf dem Gebiete der Literatur abzustumpfen und zu vergeuden, sondern ihn nur ausschließlich in dem flammenden, zerstörenden Element der Kritik noch mehr zu verfeinern und zu kräftigen. Das verzehrende Feuer, das von ihm ausging, verdarb nur die fruchttragenden Bäume um ihn her, leider aber nicht, wie in alttestamentlicher Parabel, den Dornenbusch selbst, im Gegentheil wucherte dieser in der unheimlichen Gluth nur noch üppiger und seine Stacheln härteten sich wie Stahl in ihr. Nur einmal war Herr Boy vom erhabenen Richterstuhl herabgestiegen, um selbst mit den scharf beaufsichtigten und gequälten Arbeitern im Garten der Poesie thätig zu sein. Es ruht freilich ein geheimnißvolles Dunkel darüber, was ihn denn auf einmal antreiben mochte, auf dem Gebiete der lyrischen Dichtkunst sich glänzend hervorzuthun zu wollen. Er schloß sich auf lange Zeit in sein Zimmer ein, belebte seine Phantasie durch künstliche Mittel, insbesondere durch eifriges Blättern in Göthes Faust und den freilich kostspieligen Genuß einiger seiner Lieblingsgerichte, denen der feinste Araf höhere Würze gab und arbeitete nach solcher Armirung seines Dichtertalentes mit unablässigem Fleiß an einem poetischen Werk, das aber leider dennoch nie zum Vorschein kam, sondern, wie böse Zungen zischelten, aus Aerger über den vorgeblichen Aufwand, den die nöthigen Gemüthsstärkungen verursacht hatten,

in einer dunkeln Stunde eigenhändig von Herrn Boyen dem Kaminfeuer überliefert wurden. Sein heller Verstand behauptete sich doch als die überwiegende Kraft und zeigte ihm in schrecklichem Lichte seine mögliche kritische Entthronung, welche der rebellische Künstlerjubel versuchen werde, sobald durch eine eigene mangelhafte Schöpfung der Nimbus der Unfehlbarkeit in Sachen der Kunst, der so göttlich sein ritterliches Haupt umstrahlte, erblasse. Mit einem Seufzer mußte er sich nach langem Sträuben eingestehen, daß trotz aller Anstrengung seine poetische Ader nicht mehr die gesunde, frische Strömung hatte, wie ein längst entschwundenes Frühlingsalter sie vielleicht dann und wann noch eher gespendet haben würde. Diese Selbstkritik erschütterte ihn so gewaltig, daß er in ein nervöses Fieber verfiel und lange das Zimmer hüten mußte. Während seiner Krankheit schrieb er nun doch noch ein lyrisches Gedicht, welches die Gefühle des Nervenkranken schilderte, wenn er an schönen, sonnigen Frühlingstagen in dem übel riechenden, dumpfen Krankenzimmer eingeschlossen sich verhalten mußte. Dieses Gedicht schenkte er einem belletristischen Sammelwerke, das zu wohlthätigen Zwecken veröffentlicht wurde. Auf diese Weise erhielt das Sammelwerk Glanz durch Boyens berühmten Namen, und die Mängel des lyrischen Gedichtes wurden verdeckt mit dem Mantel der christlichen Liebe.

Es blieb nun einmal Boyens glänzendste Seite der Begabung, in Kritiken gewisse Stereotypweise so anzubringen, daß er den Leuten Sand in die Augen streute und daher war es guter Ton geworden, Alles, was Boy sagte und schrieb, als äußerst geistreich und von brillantem Witz belebt zu bewundern. Wer jedoch von dieser unbezweifelten Beweglichkeit seines Geistes auf die Frische und Regsamkeit seines ganzen Thuns und Treibens im häuslichen und bürgerlichen Leben hätte schließen wollen, würde einen gewaltigen Fehlschluß gethan haben. Herr Boy war keineswegs der rasch und leicht handelnde Mann, der mit Jünglingsfrische über Klippen springt, er liebte im Gegentheil von allen andern Dingen die Bequemlichkeit, — wollte zum Beispiel die noble Jagdpassion der Aristokratie zwar nachahmen, scheute aber demungeachtet die Abhärtung gegen Kälte und Ermüdung, die doch für einen ächten Jäger unerlässlich nothwendig ist. Er band sich bei der Ausübung der Jagd an keine

gesetzlich vorgeschriebene Jagdzeit, sondern ging an schönen Sommertagen, eine kleine Vogelflinte unter dem Ueberrock tragend, in den Wald hinaus und mordete bald hier, bald dort einen Vogel, wenn er sorglos auf dem Aste saß und seine Jungen fütterte. Dem passionirten Jäger Boy, der in der behaglichen Empfindung des Verdauens mit wohlgefülltem Magen umherstreifte und als einzig noch möglichen Nachsichtig die Schönheit der Natur genoß, kam es freilich nicht in den Sinn, daß der Hungertod, dem die jungen Vögel preisgegeben wurden, noch viel schmerzhafter sei, als die Leiden des Nervenkranken, die er in seinem lyrischen Gedicht mit so viel Sentimentalität geschildert hatte.

Boy machte sich das Jagdvergnügen auch noch viel bequemer. Herr Boy hatte sich nun einmal die Aufgabe gestellt die Aristokratie nachzuahmen und er löste sie in vieler Hinsicht mit anerkennungswerthem Geschick. Es ist eine alte Lieblingsmarotte der vornehmen Welt, die verschiedenartigsten Gattungen von Vögeln, welche nicht zusammen passen und sich unter einander nicht vertragen können, in dem engen Raum einer Voliere zusammenzusperren und als Zierde in ihrem Wohnzimmer aufzustellen. Die Mode der Aristokratie traf ja so schön mit Boyens angeborener Neigung zusammen und war ja sehr leicht nachzumachen.

In der Stadt waren an jedem Markttag auf dem Marktplatz Vögel aller Art, das Stück zu einigen Pfennigen zu verkaufen, und diese große Wohlfeilheit erleichterte dem Herrn Boy die Befriedigung seiner liebsten Wünsche bedeutend und machte es ihm möglich, dann und wann den ganzen Vogelmarkt auszukaufen, um in dem langen geräumigen Vorsaal seiner Wohnung, in Gesellschaft mit einigen guten Freunden, nach den Vögeln mit dem Blaserohr zu schießen. Er mochte wahrscheinlich dabei beabsichtigen das sogenannte Kesseltreiben, womit die Aristokratie sich zu belustigen pflegt, nachzuahmen. Nach jedem solchen grausamen, meuchlerischen Jagdspiel fühlte er sich dann in der geeigneten Stimmung, eine satyrische Kritik mit aller dazu gehörigen Schärfe und Bitterkeit zu brauen. Der Giftzahn war dann geschwollen, er mußte beißen. —

Es war an einem heitern, sonnigen Nachmittage als Boy seinen Kollegen Liebkind zu einem derartigen

Vogelkesseltreiben erwartete. In der Voliere zwitscherte und trillerte ein bunter Vogelschwarm, nichts ahnend von dem ihn bevorstehenden Schicksal, von dem Nordpfeil, der die hellen Stimmen, welche die frohe Botschaft des kommenden Frühlings verkünden sollten, verstummen ließ.

„Guten Tag, verehrter Bruder in Apoll,“ rief Boy dem eintretenden Liebkind entgegen, „was treiben die Musen? was giebt es Neues in der Literatur?“

„Mancherlei, geht nicht gut alles auf einmal zu berichten, braucht Zeit, braucht Ruhe; ein gemächlicher Spaziergang nach dem Felsenkeller wird gerade hinreichen, meine Neuigkeiten vorzutragen,“ entgegnete Liebkind.

Boy wußte bei dieser Aufforderung zum Spaziergang schon, daß sich die Deveschen Liebkind's so verlängern würden, daß derselbe auch noch eine erhebliche Anzahl Gläser Lagerbier auf seine Kosten dabei leerte und entgegnete deshalb:

„Es ist heute ein schöner, sonniger Tag, ganz wie ich ihn gern habe, um mich daran zu erquicken, um mein inneres Lebensmark so recht zu durchwärmen; eine großmüthige Stimmung durchströmt mich, eine Stimmung, die ich festhalten will um auf den Abend Kritiken zu schreiben.“

Mit diesen Worten, die Liebkind's Hoffnungen anfänglich so mächtig hoben und dann so unbarmherzig plötzlich niederschmetterten, schob Boy die Voliere an das Fenster und öffnete mit unsagbarer Großmuth erst dieses und dann die Thüre der Voliere. Die Vögel flogen hinaus und durchkreisten mit hellen Jubelliedern den dunkelblauen Himmelsgrund.

„Aber, lieber Boy, was treibst Du da?“ fragte der staunende Liebkind. „Solche Hochherzigkeit habe ich ja noch nie an Dir erlebt.“

„Du hast Recht. Ich will mich aber heute recht großmüthig stimmen. Ich habe jetzt wichtigere Dinge vor, als Vögel zu schießen.“

Boy führte hierauf den noch immer staunenden Liebkind in sein Studirzimmer und durchwühlte mit wichtiger Amtsmiene einen großen Haufen Bücher und allerhand Scripturen.

Die ältern Gebrüder Schlegel.

Zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

In Kopenhagen beschäftigte sich Schlegel gleich im Beginn seines dortigen Aufenthalts mit der Erlernung der dänischen Sprache, so daß er in kurzer Zeit eine hinlängliche Fertigkeit in derselben erlangte; auch bemühte er sich, eine genaue Kenntniß der dänischen Sitten, Geschichte und Literatur sich zu erwerben. Schon nach wenig Jahren trat er mit der Wochenschrift „der Fremde“ hervor, worin sich neben Sittenschilderungen auch Bemerkungen über nordische Poesie und Sagen finden. Da unter der Regierung Friedrich V. das Interesse für das Theater lebhaft angeregt war, indem eine neue Bühne errichtet wurde, so schloß Schlegel seine Zeitschrift nach dem ersten Jahrgange (1746) und nahm mit Eifer seine dramatischen Arbeiten wieder auf. Er vollendete die Umarbeitung seiner *Hecuba*, der er jetzt den Titel „die Trojanerinnen“ gab, und verfaßte während des Sommers 1746 ein neues Trauerspiel „Canut,“ zu welcher der Stoff aus der nordischen Geschichte genommen war. Zugleich erschienen seine Abhandlungen: Schreiben über die Errichtung eines dänischen Theaters und Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters. Es folgten seine Lustspiele „die stumme Schönheit“ (in Alexandrinern) und „der Triumph der guten Frauen“ (in Prosa), welche in dänischen Uebersetzungen aufgeführt wurden und auch in Deutschland sich lange auf der Bühne erhielten. Er sammelte 1747 seine „theatralischen Werke,“ zu denen die „Beiträge zum dänischen Theater“ 1748 die Fortsetzung bildeten.

Da man ihn in Dänemark nicht nur als Dichter, sondern auch als Gelehrten schätzen gelernt hatte, so erhielt er 1748 eine Professur an der erneuerten Ritterakademie zu Sorø, um vornehmlich über Geschichte und Staatsrecht Vorlesungen zu halten. Er eröffnete sein Amt mit einer Rede vom Nutzen der schönen Wissenschaften im gemeinen Leben und in Geschäften. Er hielt auch Vorträge über Stilistik, mit denen er praktische Uebungen verband; er fühlte, wie er an Bodmer schreibt, „die Nothwendigkeit, eine gute und lebhaftere Schreibart in die Wissenschaften zu bringen.“ Er beschäftigte sich mit historischen Forschungen und, da er sein Epos nach dem Er-

scheinen des Messias aufgegeben hatte, mit einer geschichtlichen Arbeit über Heinrich den Löwen, dem er schon früher eine historische Abhandlung, dessen Aechtsklärung betreffend, gewidmet hatte.

Im Jahre 1748 verheirathete er sich mit einer Verwandten des sächsischen Gesandten, aber er genoß das Glück des ehelichen Lebens nicht lange. Seit einer langwierigen Krankheit im Jahre 1744 hatte er häufig über geschwächte Gesundheit zu klagen gehabt; Kopfschmerzen und andere Zufälle hemmten ihn oft in seiner Thätigkeit, die er dessenungeachtet bis zum Aeußersten anstrebte. Im August 1749 befiel ihn ein hitziges Fieber, eben zu der Zeit, als ihm ein Sohn geboren ward, dessen er sich nicht mehr freuen konnte. Er starb am 13. August, nur 31 Jahre alt.

Elias Schlegel war unstreitig nächst Klopstock das bedeutendste Dichtertalent, das sich in der Leipziger Schule gebildet hatte. Die Poesie war ihm nicht bloß eine Beigabe für Mußestunden, sondern die dichterische Production ward ihm eine Lebensaufgabe. Hätte er den bequemeren Weg gewählt und Fabeln oder geistliche Lieder gedichtet, so würde er sich wahrscheinlich ein bleibenderes Andenken bei der Nation gestiftet haben. Da er sich aber an das Höchste wagte und im jugendlichen Enthusiasmus Epos und Drama zugleich umfassen wollte, für die eine völlig neue Bahn gebrochen werden mußte, so reichte seine noch im Werden begriffene Kraft und die Kürze seines Lebens, das kaum über die Jugend hinauskam, nicht zu, und er mußte den Ruhm, nach dem er mit größter Anstrengung gerungen hatte, an Klopstock und Lessing überlassen. Mit der durch Lessing erfolgten Regeneration des deutschen Dramas verschwand er von der deutschen Bühne und gerieth bei der Nation früh in Vergessenheit. Ueber die andern Arbeiten der Gottschedschen Schaubühne ragen schon seine ersten Jugendarbeiten weit empor, aber sie wurzeln noch in einem und demselben Grunde und sind nach gleichem Richtmaß gefügt und erbaut. Auch seine Lustspiele sind Nachklänge des französischen Dramas ohne nationales Leben und geben an geschwägiger Breite den Gellertschen wenig nach. Allein während der zehn Jahre seiner dramatischen Productionen war er in einem beständigen Fortschreiten; er erkannte mehr und mehr, worauf es bei

einem deutschen Drama ankomme. Von der bloßen Nachahmung des griechischen Trauerspiels, welche noch an die französische Manier anlehnte, ging er zu geschichtlichen Stoffen über und gab zuerst im Hermann und Camut der Tragödie einen nationalen Hintergrund; dennoch hat er sich von den steifen Heldencharakteren der französischen Schule nicht losmachen können, obwohl er an Gottsched tadelt, daß er den Zusammenhang der Scenen für die Hauptsache erklärt und die Charaktere ganz vergessen habe. Diese hellere Einsicht erkennt man auch in den Worten: „Man kann nichts von den Regeln eines guten Trauerspiels sagen, ohne zugleich eine Satire auf den „Agis“ (von Gottsched) und alle seine Brüder und Schwestern zu machen.“ Aber selbst sein Camut kann diese Verwandtschaft nicht ganz verläugnen. Nicht minder zeigt sich von seinen ersten zu seinen letzten Lustspielen ein großer Fortschritt. Während Lessing über „den geschäftigen Müßiggänger“ das strenge Urtheil fällt, es enthalte das kälteste, langweiligste Alltagsgewäsch, das nur immer in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers vorkommen könne, rechnete er noch in der Dramaturgie „die stumme Schönheit“ und „den Triumph der guten Frauen“ zu den besten deutschen Originaldichtungen. Die Geschichte unserer Literatur wird Schlegels tüchtiges Streben in Ehren halten und nicht vergessen, in welchem Zeitalter er lebte und wie früh er seine Laufbahn endete.

Johann Adolf Schlegel, welcher 1721 zu Meissen geboren war, nahm in seiner ersten geistigen Bildung einen ähnlichen Gang, wie sein älterer Bruder. Einige Jahre verlebten sie gemeinschaftlich in Schulpforte. Durch die dichterischen Arbeiten seines Bruders wurde auch sein Trieb zu poetischer Production geweckt und bildete sich zuerst durch dessen Anleitung und Kritik. Auch mit Klopstock war er einige Jahre zusammen, ohne mit ihm den Freundschaftsbund zu schließen, der dem akademischen Zusammenleben vorbehalten war; in einer Ode an Klopstock beklagte er nachmals dies Versäumniß. 1741 kam er auf die Universität Leipzig, wo er aufs neue mit seinem Bruder zusammentraf; der überaus sorgsamten Pflege desselben verdankte er seine Genesung von der Blatternkrankheit, von der er dort befallen ward. Er schloß sich den dortigen Freunden

der schönen Wissenschaften ebenfalls an, übte sich in Gottscheds Rednergesellschaft, war Mitarbeiter an den Schwabeschen Belustigungen und schloß eine innige Freundschaft mit Gellert und den Jünglingen, die bald durch die Herausgabe der Bremer Beiträge, bei der Adolf Schlegel ganz besonders thätig war, aufs engste vereinigt wurden. Wenig fesselte ihn das wissenschaftliche Studium der Theologie, der er sich gewidmet hatte; desto mehr bildete er sich zum Kanzelredner aus, zu dem er viel Naturanlage besaß, weshalb er auch im Kreise der Freunde vorzugsweise der Vorleser war. Er verfaßte in jenen Jahren mehrere Lehredichtungen, unter diesen das ausführliche, höchst weitschweifige Lehrgedicht „der Unzufriedene“ und Fabeln, welche die Gellertschen nicht erreichten. In Leipzig verweilte er bis 1746, wo er auf kurze Zeit eine Hofmeisterstelle antrat, kehrte aber bald darauf nach Leipzig wieder zurück und lebte dort einige Jahre als Privatgelehrter; er arbeitete auch am Gottschedschen Bayle fleißig mit und verfertigte zu der deutschen Uebersetzung das vollständige Register.

Mit seinem Freunde Cramer hatte er ausgemacht, wer von ihnen zuerst eine Anstellung erhalte, solle den Andern zu sich nehmen, damit sie gemeinschaftlich sich ihren Studien hingeben könnten. Als daher Cramer 1748 das Pfarramt in dem Dorfe Grellwitz erhielt, erinnerte er Schlegel an sein Versprechen. Underthalb glückliche Jahre verlebte er dort im trauertesten Verkehr mit seinem Freunde, den er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten unterstützte und oft auf der Kanzel vertrat. Die hauptsächlichste Arbeit dieser Jahre war eine von Anmerkungen begleitete Uebersetzung von Batteux ästhetischen Abhandlungen: Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, einem Werke, das ungeachtet seiner Oberflächlichkeit damals auf die Theorie der deutschen Kritiker großen Einfluß übte und schon von Gottsched gepriesen war. Während seines Lehramts in Schulpforte (1751—54) begann Schlegel die Uebersetzung von Baniers Götterlehre. 1754 wurde er als Prediger und Professor der Theologie nach Zerbst berufen. Schon nach einigen Jahren (1759) vertauschte er dies geistliche Amt mit der Stelle eines Predigers zu Hannover, wo er 1775 zum Range eines Consistorialraths und Superintendenten erho-

ben wurde. In diesen Aemtern glänzte er als Kanzelredner und gab mehrere Sammlungen seiner Predigten heraus; zu ihrer Zeit erhielten sie großen Beifall, obgleich sie von phrasenhafter Breite nicht freizusprechen sind.

Als Dichter widmete er sich vornehmlich dem geistlichen Liede. Am meisten besang er die Wunder der Schöpfung, doch mehr in dem Tone eines aus der Prosabetrachtung mühsam emporsteigenden Dichters; alle seine Kirchenlieder leiden an Weit- schweifigkeit, keines zeichnet sich durch Tiefe der religiösen Empfindung oder durch Erhabenheit der Idee aus. Außer den Sammlungen eigener Lieder erschienen von ihm auch Umarbeitungen älterer Kirchengesänge, mit denen die nüchterne Correctheit jener Zeit nicht eben schonend verfuhr, so daß die Aenderungen nur allzuhäufig Verwässerungen waren. In den Oden an seine Freunde spricht uns sein reiner Charakter, sein inniges Gefühl für Freundschaft an. Cramer war vornehmlich sein Vorbild; er gesteht in einem an ihn gerichteten Gedichte, daß dieser ihn durch seinen pindarischen Flug zu gleichem Feuer entzündete. Allein gerade das poetische Feuer geht den Schlegelschen Gedichten durchweg ab, und selbst dieses Vorbild vermochte er nicht zu erreichen; der Ruhm seiner Gedichte hat ihn daher kaum überlebt; einige Kirchenlieder sind in die Gesangbücher übergegangen. Er starb, als Mensch und Seelsorger allgemein geehrt, im Jahre 1793.

In der Kürze gedenken wir noch seines jüngeren Bruders Johann Heinrich Schlegel, der 1723 zu Meissen geboren war. Nachdem er seine wissenschaftliche Bildung zu Schulpforte und Leipzig erhalten hatte, wo er sich dem Studium der Rechte und der Geschichte widmete, wurde er von seinem Bruder in den dänischen Staatsdienst gezogen. Er ward Secretär in der dänischen Kanzlei, später Professor an der Kopenhagener Universität. Er starb 1780 als königl. dänischer Historiograph, Bibliothekar und Justizrath. Mehrere Werke über die dänische Geschichte geben Zeugniß von seiner fleißigen Geschichtsforschung. Um die deutsche Literatur hat er sich durch Uebersetzung einiger englischer Dramen von Thomson und Young verdient gemacht; besonders

ist hervorzuheben, daß er einer der Ersten war (1758,) welche sich der fünffüßigen Jamben als tragischen Metrums zu bedienen wagten.

Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit.

Gewisse literarische, wissenschaftliche Unternehmungen von der größten Bedeutsamkeit werden von der Tagespresse, von der Mehrzahl der sogenannten „belletristischen“ Blätter, — geflissentlich oder nicht geflissentlich — übersehen, oder finden mindestens keine ihrem Werthe entsprechende Beachtung. — Einer der geschätztesten Mitarbeiter an dieser Zeitschrift hat vor kurzem einer derartigen Unternehmung*), die von Württemberg ausgeht, gebührende Erwähnung gethan. Wir finden heute zu einem verwandten Hinweis die Veranlassung. — Seit mehreren Jahren erschienen — unter der hohen Protection Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen — „die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit,“ herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, R. Lachmann, L. Ranke, R. Ritter.

Was in den lateinischen Mönchschroniken, die nur Wenigen zugänglich sind, was in jenen ältesten Denkmalen deutscher Geschichtschreibung enthalten, das in klaren hochdeutschen Uebersetzungen den Freunden der Geschichte überhaupt, der vaterländischen insbesondere mitzutheilen — das war die Aufgabe dieses großen Sammelwerkes, dessen Herausgabe die obengenannten berühmten Männer (deren Einer, R. Lachmann, leider schon zu den zu früh Verschiedenen zu zählen ist) übernommen haben, und das im Verlage von Franz Duncker (W. Bessers Verlagsbandlung) in Berlin erschienen ist.

Augenblicklich liegen uns nur die ersten sieben Lieferungen des Unternehmens vor, und über sie kann sich daher unser Bericht allein erstrecken. Dieselben enthalten Geschichtsschreiber der Deutschen von der Urzeit bis zum elften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

„Die Urzeit“ bringt, da von gleichzeitigen deut-

*) Siehe: „Der literarische Verein in Württemberg“ von R. P. Nr. 20 dieses Bandes der „Abend-Zeitung.“

schen Documenten noch nicht die Rede sein kann, eine „Geschichte der Römerkriege aus Plutarch, Cäsar, Bellegus, Suetonius, Tacitus“ übersetzt von Dr. J. Horkel. — Das sechste Jahrhundert ist mit den „Zehn Büchern fränkischer Geschichte von Bischof Gregorius von Tours,“ übersetzt von W. Giesebrecht, vertreten. — Aus dem siebenten Jahrhundert liegen uns „Die Chronik Fredegars und der Frankenkönige, die Lebensbeschreibungen des Abtes Columban, der Bischöfe Arnulf und Leodegar, der Königin Bathilde“ von Dr. D. Abel vor. Demselben Uebersetzer verdanken wir auch aus dem achten Jahrhundert „Paulus Diaconus und die übrigen Geschichtschreiber der Longobarden,“ — aus dem neunten Jahrhundert die Uebersetzungen der Werke des im Allgemeinen bekanntesten deutschen Geschichtschreibers im Mittelalter Einhard, (Eginhard.) Dessen „Leben Karls des Großen“ und dessen „Jahrbücher“ im Verein mit „der Mönch von St. Gallen über die Thaten Karls des Großen,“ übersetzt von Dr. W. Wattenbach, mit dem „Leben Ludwigs des Frommen,“ übersetzt von Dr. J. von Jasmund, mit „Richards vier Büchern Geschichte“ (von demselben Uebersetzer) und der „Jahrbücher aus dem Kloster Fulda und Jahrbücher von Ranten,“ übersetzt von Dr. Rehdanz bilden die

Repräsentation des neunten Jahrhunderts. Aus dem zehnten Jahrhundert findet sich (in den uns zu Gebote stehenden ersten siebzehn Lieferungen) nur „Rutgers Leben des Erzbischofs Bruno von Köln,“ übersetzt durch Dr. J. von Jasmund. — Dagegen sind aus dem eilften Jahrhundert drei Werke vorhanden: „Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg“ und „Die Hamburgische Kirchengeschichte Adams von Bremen“ — beide übertragen von Dr. G. M. Laurent, während „Die Chronik Herimanns von Reichenau“ von Prof. J. Robbe übersetzt wurde.

Die Preise der Werke (welche alle einzeln bezogen werden können und deren Entnahme Niemanden für das ganze Unternehmen verpflichtet) sind sehr billig gestellt. So kosten die von uns angezeigten siebzehn Lieferungen von über zweihundert Bogen Octav gegen sieben Thaler. Bedeutendere Familienbibliotheken, die neuerdings an den verschiedensten Orten entstehenden Stadtvereins- sowie endlich die größeren Schulbibliotheken dürfen diese Geschichtschreiber nicht unangekauft lassen, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht allein für den Historiker vom Fach, sondern allgemeines Interesse haben.

A. St.

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung. * Im Verlag von J. A. Wohlgenuth in Berlin erschien soeben ein fünftactiges Trauerspiel „Winterkönig“ von Albert Türcke. Das Stück dramatisirt die Geschichte Friedrichs von der Pfalz und von Böhmen. Wir kommen in unsrer Bücherschau ausführlicher darauf zurück.

* Von A. May in München sollen im Laufe der nächsten Zeit dramatische Dichtungen erscheinen. Vermuthlich werden dieselben die drei Trauerspiele „Zenobia,“ „Cinq-Mars“ und „Razepka,“ die von dem Dichter früher in München und anderwärts zur Darstellung gelangten, enthalten.

* Karl Guskows „Ella Rosa“ ist auch in Leipzig mit Beifall in Scene gegangen.

Lyrische Dichtung. * Die von uns bereits angekündigten „Fünzig Lieder für Componisten“ von Julius Schanz (Leipzig, bei Heinrich Matthes) sind im Druck vollendet und sehen ihrer baldigen Versendung entgegen.

* Aus den in letzter Zeit gesammelt erschienenen lyrischen Productionen jüngerer Poeten heben wir hervor die „Gedichte“ von Carl Siebel, (Leipzig, Verlag von Otto Wigand), und die „Gedichte“ von Hugo Delbermann in Königsberg in Preußen (Hamburg, Hoffmann und Campe.) Beide Sammlungen, besonders aber die letztere, enthalten vieles Treffliche.

Historische Literatur. * Von Dr. Gustav Klemms, bis rühmlich bekannten Culturhistorikers neuestes Werk „Die Frauen“ — culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedensten Zonen und Zeitaltern, — das in Dresden (in der Arnoldschen Buchhandlung) herauskommt, ist vor kurzem der zweite Band ausgegeben worden, der unter anderem auch eine ausführliche Geschichte der Mode bringt.

* Von der „Geschichte des Alterthums“ von Prof. Max Duncker (in Halle) ist ein dritter Band zur Vollendung gelangt.

* Vor kurzem verstarb in Paris nach kurzer Krankheit Augustin Thierry, einer der ersten Geschichtsschreiber Frankreichs in der Gegenwart. Geboren 1795 (zu Blois) war Thierry, der leider erblindete, seit 1830 Mitglied der Akademie der Inschriften und der schönen Literatur. Zuletzt lebte er, soviel wir uns erinnern, im Hause der Prinzessin Belgiojoso. Augustin Thierrys Verdienste, besonders um die Geschichte des frühesten Mittelalters, sichern ihm einen rühmlichen Namen für immer, und seine „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen“, seine „Geschichte der Merovingenzeit“ u. u. werden stets schätzbar und brauchbar sein.

Neue Belletristik. * Im Verlag von Georg Wigand in Göttingen erscheint ein liefrungsweises Hausbuch „Was ihr wollt,“ Unterhaltendes und Belehrendes aus Heimath und Fremde mittheilend. Die Lieferung kostet fünf Silbergroschen.

* Julius von Rodenberg hat im Auftrage der Biewegschen Buchhandlung in Braunschweig eine Reise durch die drei brittischen Königreiche angetreten, deren Ergebnis ein interessantes „Skizzenbuch“ sein dürfte. — Außer demselben sind wohl auch poetische Früchte zu verhoffen, um so mehr, als Julius von Rodenberg seit längerer Zeit auf poetischem Felde geschwiegen hat.

Musik. * Das von uns bereits angezeigte Magdeburger Musikfest hat vom zwölften bis fünfzehnten Juni stattgehabt. Ein weiterer Bericht wird in einer der nächsten Nummern mitgetheilt werden.

* Der Geburtstag Robert Schumanns am 8. Juni, den wir durch Mittheilung des Gedichtes „Robert Schumann“ zu bezeichnen suchten, giebt Veranlassung

dieses genialen und leider so unglücklichen Tonmeisters zu gedenken. Ist es auch nicht abzuläugnen, daß sich die Werke Schumanns mehr und mehr Bahn brechen, so bleibt doch in dieser Beziehung noch vieles zu wünschen übrig, namentlich was seine Quartette, seine Symphonien und seine großen Chor- und Orchesterwerke anlangt. — Hier giebt es noch Vieles anzubahnen und zu erreichen. Ueber Schumanns Gesundheitszustände hat man in letzter Zeit wenig vernommen: möge er vor dem Schicksale Lenaus bewahrt bleiben!

* Emil Büchner hat in der jüngstverfloffenen Zeit neben seiner komischen Oper „Dame Kobold“ auch eine Symphonie beendet, die wohl zunächst in Leipzig zu Gehör gelangt.

* Die in Coburg aufgeführte Oper von Wilhelm Bestmeyer betitelt sich „Amanda, oder Gräfin und Bäuerin.“ Vom Componisten sind früher mehrfach Instrumentalwerke in Leipzig, Chemnitz und andrerorts in Concerten aufgeführt worden.

Vermischtes.

Das germanische Nationalmuseum in Nürnberg. Schon mehrmals ist in diesen Blättern vom germanischen Museum in Nürnberg die Rede gewesen. Ueber dasselbe theilt der „Schwäbische Merkur“ neuerdings folgendes mit: „Der Zweck des germanischen Museums, daß jetzt etwas über zwei Jahre existirt und in dieser Zeit schon weit gediehen, ist im Allgemeinen die Erforschung der Geschichte und Alterthumskunde Deutschlands. Näher bestimmt sich dieser Zweck dahin: 1) ein wohlgeordnetes Generalrepertorium über das ganze Quellenmaterial für die deutsche Geschichte, Literatur und Kunst vorläufig von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1650 herzustellen; 2) ein diesem Umfange entsprechendes allgemeines Museum zu errichten, bestehend in Archiv, Bibliothek, Kunst- und Alterthumsammlung; 3) beides nicht nur allgemein nutzbar und zugänglich zu machen, sondern auch mit der Zeit durch Herausgabe der vorzüglichsten Quellenschätze und belehrenden Handbücher gründliche Kenntniß der vaterländischen Vorzeit zu verbreiten. Dieser Zweck, der seiner Natur nach nie vollständig erfüllt werden kann, ist bis jetzt wenigstens

sehr gefördert worden und ist auch wirklich der lebhaftesten Unterstützung vollkommen würdig. Daß inmitten der germanischen Volksstämme, fast im Mittelpunkt des ehemaligen Reiches deutscher Nation, in der altherwürdigen Stadt Nürnberg ein germanisches Nationalmuseum errichtet worden, daß solches, durch namhafte Vorschüsse begründet und mit aufopfernder Beharrlichkeit gepflegt, in zwei Jahren unter mehrfacher Unterstützung von Fürsten und Volk bereits so weit gediehen ist, um wohlorganisiert und mit den nothwendigsten Hilfsmitteln ausgestattet, die Lösung seiner großen nationalen Aufgabe kräftig zu beginnen — diese Thatsache ist geeignet, jedes deutschen, jedes germanischen Stammesgenossen Herz zu erheben und zu erfreuen. Es gereicht dem deutschen Volke zur Ehre, in diesem Museum ein großartiges Denkmal seiner Geschichte, Kultur, Wissenschaft und Kunst aufzustellen; so wie zum Nutzen, hier einen Mittelpunkt zu haben, von wo aus alle die verschiedenartigen, oft weit auseinanderliegenden Quellen mit einem Blick überschaut werden können, indem alle, wo sie sich auch befinden, nach bestimmter Ordnung in ein großes Generalrepertorium gebracht werden, gleichviel, ob sie aus schriftlichen oder bildlichen Gegenständen bestehen. Es kann sonach jede Provinz, jede Stadt, ja jedes Dorf und jede Familie die allenthalben zerstreut liegenden Quellen und Nachrichten über ihre Vorzeit am Ende hier wohlgeordnet im Verzeichniß beisammen finden, wie dies auch für die Geschichte jedes Standes, jeder Wissenschaft, jedes Kunst- und Gewerbszweiges der Fall sein wird. Zur Herstellung eines solchen Generalrepertoriums über das zerstreut vorhandene fremde Quellenmaterial in Schrift und Bild haben bereits die Regierungen von Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Weimar und 14 andere kleinere ihre Unterstützung zugesagt. Außerdem stellt das germanische Museum ein eigenes Material von Urkunden, Büchern, Kunst- und Alterthumsgegenständen in seinen Räumen auf. Die jetzt bestehenden Sammlungen füllen schon 15 Gemächer und bestehen aus einem gegen 3000 Originalurkunden und Aktenstücke umfassenden Archiv, aus einer gegen 18,000 Bände enthaltenden Bibliothek mit vielen alten Handschriften, seltenen Drucken, illustrierten Prachtwerken und Atlasen, aus einer deutschen Kunst- und Alterthumsammlung, welche an plastischen Werken über 300, an Malereien über 100, an Handzeichnungen und Miniaturen über

200 Nummern enthält, desgleichen an Kupferstichen und Holzschnitten über 10,000, an Münzen über 1100, an Medaillen über 500, an Siegeln über 3000, an Geräthschaften und Waffen über 800, an historischen Abbildungen über 5000, an Porträts (mit Ausschluß der in Büchern vorkommenden) über 2600, Alles aus der Zeit vor dem Jahr 1651. Außerdem besteht noch ein reichhaltiges Depot für die Zeit nach 1650. Diese schönen Anfänge verdankt das Museum lediglich dem patriotischen Sinne Einzelner, aber wo Viel eines Sinnes sind, wo vereinte Kräfte wirken, da nur ist die Ausführung eines großen Werkes möglich. Für die Herstellung der Repertorien wirkt außerhalb des Museums in uneigennützigster Weise eine Anzahl wohlgesinnter Männer in Altenburg, Amberg, Augsburg, Bonn, Detmold, Fulda, Götting, Lübeck, Ludwigsburg, München, Oldenburg, Paris, Stuttgart, Wien und anderen Orten. Dieser Kreis wird sich hoffentlich immer mehr ausdehnen, um das große Werk der Repertorisation an allen Orten zugleich zu beschäftigen. Seit einem Jahre wurden nahe an 45,000 Urkunden und mehrere tausend Handschriften in das Generalrepertorium eingereicht. In das Archiv wandern Urkunden, die außerdem wegen ihres Pergamentwerthes der Vernichtung anheimfielen; die Bibliothek ergänzt sich durch die reichen Geschenke des deutschen Buchhandels, von dem bereits über 220 Verleger ihre einschlagenden Werke zur Disposition stellen, nicht zu gedenken der Geschenke von Akademien, gelehrten Gesellschaften, Vereinen und Schulanstalten, dann der Stiftungen aus Bibliotheken. So wurde die Bibliothek der ehemaligen deutschen Nationalversammlung vom deutschen Bunde überlassen, und aus der Klosterbibliothek zu Göttweig in Oesterreich wurden sehr schätzbare Werke mitgetheilt; außerdem gehen fast täglich Geschenke Einzelner ein. Ebenso vermehren sich auch die übrigen Sammlungen, welche hauptsächlich, außer von Privaten, durch Doubletten und Copien aus Staats- und Vereinsmuseen beträchtliche Zuflüsse erhalten, wobei besonders erfreulich erscheint, daß sich nicht nur deutsche, sondern auch außerdeutsche Museen und Vereine freigebig zeigen, wie dies namentlich von der Schweiz und den Niederlanden zu rühmen ist. Ist ja auch das Museum kein bloß deutsches, sondern ein germanisches, zu dessen Förderung alle germanischen Stämme eingeladen und berufen sind.“

Und er soll Dein Narr sein. Auf der Wolfenbüttler Bibliothek befindet sich bekanntlich eine der

größten Bibelsammlungen in allen Sprachen, Formaten und auch namentlich seltene Curiositäten. So giebt es eine aus dem sechzehnten Jahrhundert, in welcher die Worte „Und er soll Dein Herr sein“, in die: „Und er soll Dein Narr sein“, verwandelt sind. Es hatte die Unbesonnenheit, welche hiezu Anlaß gab, traurige Folgen für die von welcher sie ausging. Die Gattin des Buchdruckers und Verlegers der Bibel war ein junges, leichtsinniges, mit der Kunst des Setzens wohlvertrautes Weib. Als ihr der Mann den ersten fertigen Bogen seiner Ausgabe beim Abendessen wohlgemuth und froh zeigt, fällt ihr Blick auf die angegebne Stelle; sie schleicht in die Druckerei und hebt die Buchstaben h und e heraus um sie mit n und a zu vertauschen. — Die Bibel ist fertig, einige hundert Exemplare sind schon versendet, als von vielen Orten Klage bei der Obrigkeit gegen den armen Buchdrucker als Gotteslästerer einläuft. Der Mann sieht sich überwiesen — bis ein Lehrburische ihn rettet, indem er anzeigt, er habe aus seinem Schlaferschlag neben der Druckerei die Frau seines Herrn noch spät mit Licht hereinkommen und an der Form beschäftigt gesehen. Jetzt wird die Frau ins Gefängniß und zum Geständniß gebracht; der Staupbesen und ewiges Zuchthaus waren ihre Strafe. Die Bibel wurde vernichtet, ihr Mann ein Bettler, sie selbst ein Opfer ihrer Unbesonnenheit und einer barbarischen Justiz. Von allen Exemplaren ist keins übrig als das auf der genannten Bibliothek.

Correspondenz.

Berlin, Ende Mai 1856.

In unserer alma mater, der Universität, geht es den gewohnten Gang. Berufungen neuer Professoren haben in letzterer Zeit sehr wenige stattgefunden. Man läßt sich an den Koryphären der Wissenschaft, deren die hiesige Universität eine sehr große Zahl besitzt, begnügen, und bedenkt nicht, daß sie zum größten Theil hochbetagt sind und daß jüngere Kräfte frischeres Leben bringen. In der medicinischen Fakultät mochte eine Ergänzung vielleicht am dringendsten von der Zeit gefordert werden und so ist denn auch die Berufung des jungen Professors Birchow von Würzburg (eines gebornen Preußen, der bis zum Jahre 1849 hier in Berlin

Privatdocent war) als ein erfreulicher Schritt zu betrachten. Man sieht dem Beginne seiner Lehrthätigkeit zum nächsten Winter mit größter Spannung entgegen, und da sein Ruf als der eines ausgezeichneten Professors auch wirklich auf den gediegensten Kenntnissen und der Lehrfähigkeit beruht, so kann er sich hier einer glänzenden Stellung versichert halten. — In Betreff derjenigen Vorlesungen, welche nicht unbedingt gehört werden müssen, macht man hier dieselbe Erfahrung wie anderwärts. Es werden stets nur die Zwangscollegia gehört. Daß Professor Marx (der berühmte Musiktheoretiker) selten einmal zu einer Privatvorlesung über Compositionslehre ein Zuhörerhäuflein von Dreien, Vieren, durchschnittlich Keinen findet, möchte man noch allenfalls mit der Bemerkung, daß für denjenigen, welcher Musik gründlich studiren will, die im Ganzen geringe Stundenzahl nicht ausreicht, entschuldigen, aber daß doch auch Geschichte sehr spärlich gehört wird, ist ein höchst bedauerlicher Umstand. Raake, der sich immer noch der meisten Zuhörer erfreut, durchschnittlich 25—30, liest über Geschichte der Neuzeit vom Beginn des 16. Jahrh. an. Bei dem geistreichen Vortrage ist nur die Undeutlichkeit des Organs zu bedauern. Raumer hatte „alte Geschichte“ angekündigt, die Vorlesung aber nach einigen Stunden geschlossen. Wie verlautet, beabsichtigt er eine größere Reise nach Dänemark, Schweden, Norwegen. So liest auch, durch Krankheit verhindert, von der Hagen, nicht und dadurch fällt die deutsche Philologie fast allein auf Haupt, den Nachfolger Sachmanns, welcher in diesem Semester die Elemente der deutschen Grammatik vorträgt. Horho, der von Julian Schmidt in seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrh. irrtümlich als todt angegeben, liest über Geschichte der Poesie; Rudolph Köpke, der Herausgeber des Tieck'schen Nachlasses, Geschichte des Mittelalters. —

Den vielen Freunden der Sommertheater macht das unfreundliche Wetter fast immer einen Strich durch die Rechnung. Wie das Wetter, so sind auch die von den Nebenbühnen gebrachten Stücke meist sehr wässriger Natur. Nach einem etwas erfreulicheren Aufschwung beherrscht jetzt die Posse wieder fast ganz die Bretter. Wir können hier auch nur sehr aphoristisch verfahren, da der größte Theil der gebrachten Neuigkeiten den Sommer nicht überdauert und man beim besten Willen und auf die Gefahr sich Husten und Schnupfen zu holen, nicht alle diese Tadelfen sehen kann. Das Frd. Wihst. Th. brachte ein fünfactiges Lustspiel „Wie Catharina Frieden schließt“ aber ohne allen Erfolg. Hedwig Henrich hat der Geschichte auf zu naive Weise mitgespielt.

Dasselbe Schicksal theilte „Uebers Meer“ von Butlig, etwas günstiger wurde Gottschalls einactiges Lustspiel „Ludwig XIV.“ aufgenommen. Große Anziehungskraft übt dagegen eine nach dem Franz. bearbeitete Posse: „Appel contra Schwiegersehn“, dasjenige Stück, welches bei der vom Director Wallner erlassenen Preisauschreibung für die beste Posse unter allen eingegangenen, als allein aufführbar, bezeichnet ward. Die Posse kam aber trotzdem im Königsdtr. Th. nicht zur Aufführung und da setzte sie Deichmann flugs auf seinem, dem Frd. Wilmst., in Scene. Auf jener, der Königsdtr. Bühne, steigt es augenblicklich sehr, der Besuch des Theaters ist schwach, die Stücke wie Feldmanns „Nur keine Verwandten“ etc. verschwinden bald wieder von der Scene. Erwähnenswerth ist noch das erfolgte Engagement des Herrn Louis Kühn von Darmstadt an Stelle des Herrn Görner; ärgerlich dagegen ein Theaterklatsch, den Director Deichmann gegen zwei seiner Schauspielerinnen in der Vossischen Zeitung zum Besten gab. Von beiden Seiten lag eine Tactlosigkeit sonder Gleichen zu Grunde, und unbegreiflich bleibt's, daß ein Director so wenig Bartsgefühl besitzt, das Publikum mit derartigen Inseraten zu regaliren. Das heißt sich um allen Credit bringen!

Das königl. Schauspiel leidet sehr unter der Krankheit zwei seiner Schauspielerinnen, des Frä. Bierack und der Frau Femmes. Das Repertoire bringt größtentheils nur „Marzipan“ seitdem Frau Hoppe wieder genesen und Guskow's „Ella Rose“, welche letzteres zu Anfang dieses Monats, aber mit keinem stichhaltigen Erfolge in Scene ging. Die allgemeine Ansicht hat sich hier entschieden gegen das Stück ausgesprochen. Guskow hat mehr eine geistreiche Studie, denn ein in sich fertiges Kunstwerk geliefert, und dieser Mangel fällt bei der Aufführung um so schwerer ins Gewicht, als die Basis des Stücks sehr capriciöser Natur ist. Die drei ersten Acte erregten das größte Interesse, das sich bei den beiden letzten desto schneller wieder abschwächte, ja so sehr, daß sich beim Publikum in der Schlusscene eine ironische Stimmung Bahn brach. Einmal liegen die Fehler in der Wahl des Stoffes, welcher eine breitere Entwicklung verlangt, als diese dem Drama gestattet werden darf, dann aber in der Schwäche der handelnden Personen, welche nicht von der Leidenschaft sondern von reflectirten Gefühlen bewegt werden. Gerade damit, womit sich Guskow am meisten hervorzuthun glaubt, mit der Gemüthswelt der handelnden Personen, ist es am

übelsten bestellt, und ebenso abstract unbestimmt, als der zweite Act „die Rechte des Herzens“, welcher füglichweise hundert und aber hundert andern Stücken, und vielleicht noch mit mehr Grunde zukommen könnte, ebenso unbefriedigend und zweifelhaft ist die ganze Entwicklung des Schauspiels. Mit unbeantworteten Fragen kommt man auf der Bühne zu gar keinem Resultat. Der Dichter giebt nichts Abgeschlossenes — der Schauspieler hat's mit geistreichen Fragmenten zu thun, an denen seine Gestaltungskraft scheitert, und das Publikum geht nüchtern davon. Gespielt wurde das Stück, namentlich seitens Herrn Berndals (Tailfourd) und Frä. Fuhro (Ella), sehr trefflich. Letztere ließ nur den Charakterzug des Stolzes mehr als billig außer Betracht.

Vor Beginn der Ferien kommt noch Mosenthals „Goldschmied von Ulm.“ Als Gast tritt dieser Tage ein jüngerer Bruder der Henriette Sonntag auf, welcher unter dem Namen Holm in Schwerin engagirt ist.

Im Opernhause zeigen sich auch die Vorboten der Ende nächsten Monats auf sechs Wochen eintretenden Ferien. Die beiden Gastfängerinnen, Frä. Michal von Stockholm und Frä. Bianchi von der ital. Oper in Paris, erregten nur flüchtiges Interesse; erstere eine vortreffliche Coloraturfängerin, der aber all und jeder dramatische Ausdruck im Gesange mangelt, letztere eine Anfängerin, welche noch zu schwüchtern war und deshalb nicht mit Erfolg wirken kann.

Die Noth unter dem Sängerpersonele ist endlich so groß geworden, daß man alles Ernstes an die Gewinnung neuer Kräfte gedacht wird. Wir können ohne einen neuen Tenoristen und Bassisten nicht mehr vorwärts. Namentlich geht die komische Oper ganz aus dem Reine. Traurigern Humor als in der jüngsten Aufführung des „Liebestrank“ haben wir selten gehört und gesehen.

Johanna Wagner hat im „Tannhäuser“ vor ihrer Reise nach London bis zum October, zu welcher Zeit sie hierher zurückkehren wird, Abschied genommen.

Nach Ablauf der Theaterferien zu Ende August steht Laubes „Effer“ in Aussicht. Tempelkays „Alytämnestra“ geht zum Herbst gleichfalls in Scene. Zur Festoper am Geburtstage des Königs zum 15. October ist Spontinis „Nurmahal“ auserkoren. Die Berliner Oper hat viele Mängel, aber eine „Olympia“ und nun eine „Nurmahal“ giebt es doch nur in Berlin. Das ist doch wenigstens ein kleiner Trost! —

E. M.